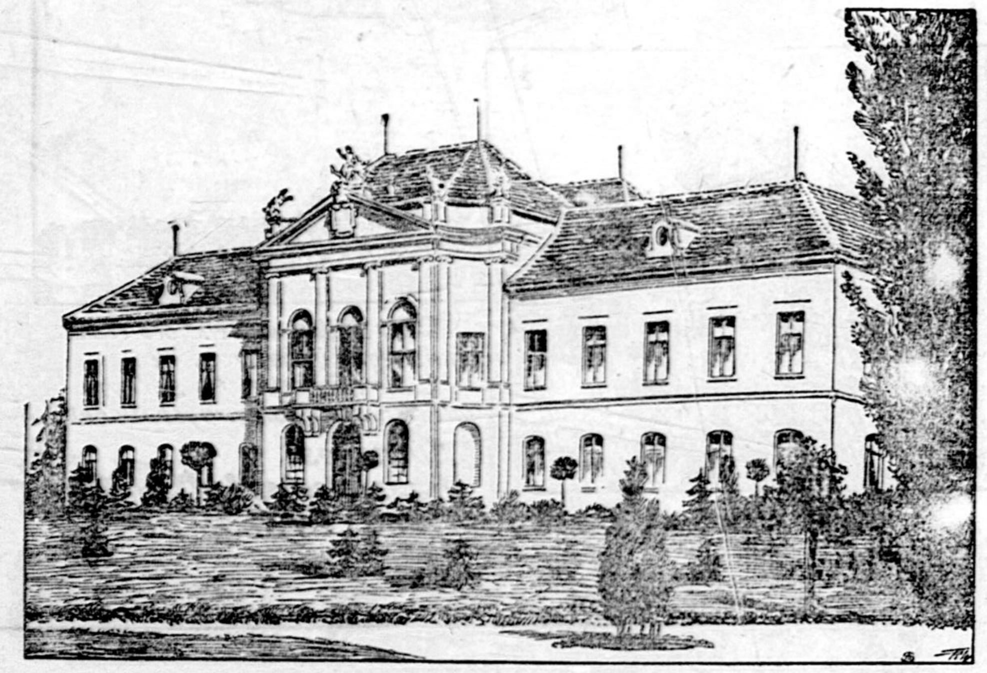
Jahren ſchon werfen mit geſchickten Händen die Klöppel, und da man in Belgien weder den Schulzwang noch das Jugendſchutzgeſetz kennt, müſſen viele Kinder faſt ihr ganzes Leben lang mit der Spitzenarbeit verbringen. Straßenweiſe ſitzen vor jeder Tür der kleinen Häuſer, von denen jedes mindeſtens ein Heiligenbild und Figuren der Heiligen trägt, die arbeitenden Frauen. Mütter, von einer Schar Kinder umgeben, ſehen kaum das Muſter der Spitze; ihre geübten Hände werfen die Fäden ganz mechaniſch. Greiſinnen im Silberhaar ſitzen und arbeiten Meter nach Meter mit ihren zitternden Händen. Straße für Straße, winzig ſchmale Gaſſen entlang, durch die man ſich nur mit Mühe drängen kann, ſitzen die fleißigen Frauen, klingt das monotone Klappern der Klöppel. Für weniges Geld wird dieſe Spitze abgegeben, denn ſie iſt das wertloſeſte Produkt der Spitzeninduſtrie. Schwieriger, mühſeliger und feiner iſt die Arbeit durch die Nadel, die mit feinen Fäden Netze zieht und erhabene Blumen und Ranken hineinzaubert. Wenn fertiges Bändchen hineingearbeitet wird, iſt die Spitze nicht ſehr wertvoll, und der höchſte Preis wird durch das Nachahmen alter Muſter von Spitzen aus Venedig und Brügge erzielt, überhaupt durch Fabrikate, die an Spitzen aus der Blütezeit dieſes Kunſtzweiges erinnern.

Ueber Brügge liegt Schweigen. Auch in den eigentlichen Geſchäftsſtraßen, wo faſt in jedem Haus der Spitzenhandel betrieben wird, iſt es ſtill. Die Frauen bringen die Erzeugniſſe ihres Fleißes in die Geſchäfte, und hier locken die Spitzen in den Auslagen. Aber nicht prahleriſch aufgemacht, ihre eigene Vornehmheit iſt die einzige und kraftvolle Reklame.

Aber auch hinter niedrigen, altmodiſchen Fenſtern ſind Spitzen aufgeſtapelt, und alte, bläuliche, von der Zeit und dem Regen verwaſchene Schilder verkünden, daß hinter den blinden Scheiben der Spitzenhandel blüht. Meiſtens ſind die Produkte nach ihrer Art getrennt. In einem kleinen, düſtern, dumpfigen Raum zeigte eine flämiſch ſprechende Frau große Kaſten und Truhen, angefüllt mit den feinſten Klöppelſpitzen, Einſätzen und Decken, die ſie für die kleinen Leute vertrieb. Ihre Preiſe waren nicht niedrig, und ſie hatte wohl einen größeren Verdienſt als die fleißigen aber des Handels unkundigen Arbeiterinnen. In größeren Räumen, die auch von außen nur durch ein unſcheinbares Plakat „Dentelles“ zeigten, daß hier Spitzen harrten, um draußen im Weltgetriebe bewundert und von der traumhaften Stille befreit zu werden, offenbarten ſich Schätze, die die Sehnſucht unſerer Frauen ſind.



Zum Beſuch des Kaiſers beim öſterreichiſchen Thronfolger: Eckartsau, Jagdſchloß des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Kaiſer Wilhelm war zum Beſuche des öſterreichiſch-ungariſchen Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand in Schloß Eckartsau. Das Schloß liegt etwa 14 Kilometer von Wien, an einem Donauarm zwiſchen Groß-Enzersdorf und Schloß Orth. Das ſchöne Beſitztum gehört zu den kaiſerlichen Familienfondsgütern. Von einem großen Balkon mit einem prächtigen, alten ſchmiedeeiſernen Gitter ſieht man in den alten Park, der direkt an die Donauauen ſtößt, wo es einen prachtvollen Hochwildbeſtand gibt.

* * *

Rätſelecke.

Pflaſterſteinrätſel.

	u		e	
m			l	e
i		h		e
s	b			t

Die nachſtehenden 9 Buchſtaben

c g l r t t t u u

pflaſtere man in die vorſtehende Figur ein. Iſt dies richtig vorgenommen, ergibt das fertige Pflaſter ein Sprichwort.

Gegenſatz-Rätſel.

Zu den Worten:

innen, ſüdlich, klein, falſch, ſchwer, himmliſch, lang, jung, warm, bürgerlich, oben, locker, grob, fett, reich, unnütz, hoch,

ſind die Gegenſätze zu ſuchen.

Bei richtiger Löſung nennen die Initialen der Worte alsdann eine berühmte Malerin.

(Auflöſung in der nächſten Nummer.)

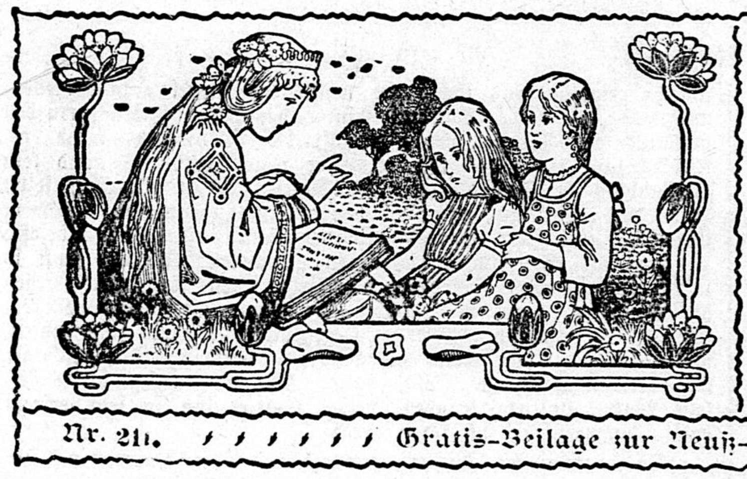
Auflöſung der Rätſel aus voriger Nummer:

Magiſches Dreieck:

g				
a	r			
b	o	a		
e	l	e	n	
l	l	o	y	d

Schlußzeichen-Wechſel-Rätſel: Soda, Sode, Sofa, Sohn, Sola, Sold, Sole, Soli, Soll, Solo.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.



Der Hausfreund.

Nr. 21. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1908.

Letzte Bitte.

Mit Roſen ſchmückt mir einſt mein Grab
Mit weißen und mit roten!
Die ich im Leben hab geliebt,
Verſagt ſie nicht dem Toten!

Mit Roſen ſchmückt mir einſt mein Grab,
Mit weißen und mit roten!
Die mir im Herzen gottgeweiht
Als lichte Flammen lohten.

Und ſchmückt mit Roſen ihr mein Grab,
Mit weißen und mit roten,
Dann, wenn der Herr vorübergeht,
Wird ſegnen er den Toten.

(Dichterſtimmen der Gegenwart.) M. Gerard.

* * *

Verſchollen.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländiſchen überſetzt von Leo Tepe van Heemſtede.

16) Nachdruck verboten.

„Geh zu einem Bankier in der Stadt, und noch im Laufe des Vormittags wird das Geld in Deinen Händen ſein.“

„Ich danke Dir, Großvater!“ ſagte Julius. Er ſchöpfte tief Atem, als wenn er ſich von einer ſchweren Laſt befreit fühlte. Seine Hände bebten, und plötzlich ſank er auf einen Stuhl, barg das Geſicht in die Hände und ſchluchzte.

„Julius, Julius!“ rief der alte Mann aufſpringend, „was iſt nun wieder? . . . O Gott! ich bin ſo herunter, ſo aufgeregt, alles ängſtigt mich. In des Himmels Namen, ſage mir, wo iſt Alphonſe? Habe ich ſeinen Namen gerettet oder den Deinigen? Antworte mir! Was fehlt Dir?“

„Nichts!“ entgegnete Julius und richtete ſich in voller Größe auf. „Aber wenn man in zweimal vierundzwanzig Stunden nichts genoſſen und nicht geſchlafen hat, dann verweigert der kräftigſte Körper ſchließlich den Dienſt.“

„So nimm doch etwas zu Dir.“ Haſt Du keinen Kognak hier oder Wein?“

„Beides iſt hier verpönt.“

Er trank das Glas Milch und aß eine Schnitte Brot.

„Nun, Großvater, gehe nach Hauſe und laſſe niemand wiſſen, daß wir miteinander geſprochen haben. Beſonders Herr Winalda darf nichts erfahren. Ich kleide mich an und eile zur Stadt.“

„Aber noch einmal, Julius: Weißt Du wirklich nichts von Alphonſe? Weißt Du nicht, wo er iſt?“

„Bei Gott, ich ſchwöre es Dir, ich weiß nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden oder ob er tot iſt.“

„Das genügt mir. O die arme, arme Reyna!“

„Ich weiß nicht, was beſſer für ſie iſt,“ murmelte Julius.

Der alte Mann hörte es nicht. Er wankte zur Türe; er ſchien ſeit geſtern um zehn Jahre älter geworden zu ſein.

Ein trauriger Tag brach für Heidedaal an. Gegen Mittag kehrte Herr Winalda zurück. Er hatte ſich bei einigen Freunden nach Alphonſe erkundigt, aber keiner wußte etwas. Sie hatten ihn einige Tage vorher geſehen, aber nichts Auffälliges an ihm bemerkt. Die Polizei hatte Unterſuchungen angeſtellt und ſich nach Jevers umgeſehen. Aber dieſer, der jetzt an einem Amſterdamer Skandalblättchen angeſtellt war, hatte ſich an jenem Tage nicht vom Hauſe entfernt.

Ein undurchdringlicher Schleier ſchien ſich über Alphonſes Exiſtenz gelegt zu haben, und dies machte die Sache noch peinlicher. Der Baron fand es unverantwortlich, daß Herr Winalda ſo raſch die Stadt verlaſſen hatte, wo man von dem verſchwundenen Bräutigam am erſten etwas erfahren konnte, und kehrte noch am nämlichen Abend in die Reſidenz zurück.

Beim Abſchiednehmen von Reyna ſchien Herr van Erkeloo einer Ohnmacht nahe. Sie war totenblaß, aber ruhig.

„Großpapa!“ flüſterte ſie, „ſei guten Mutes! Was auch geſchehen möge, ich bin ſeine Braut und werde es immer bleiben. Nur der Tod kann uns ſcheiden, das habe ich ihm verſprochen.“

„O mein Kind, ich bin Dir ſo dankbar. Gebe Gott, daß er Deiner noch wert iſt!“

„Ich habe ihm verſprochen, ſeine Frau zu werden in guten und ſchlimmen Tagen; das iſt mir genug.“

„Julius!“ richtete er ſich an Verheide, der zu ihm trat, „kannſt Du mich ſo gehen laſſen, allein und hilflos?“

„Nein,“ war die Antwort, „ich komme bald nach.“

Mit einer Ruhe, die alle andern befremdete und von Helene und ihrer Familie als Gefühlloſigkeit verſchrieen wurde, ging Reyna wieder an ihr Tagewerk, als wenn nichts geſchehen wäre. Ihre Augen aber lagen tief in den Höhlen und waren dunkel umrändert. Als nach einigen Wochen noch nicht das Mindeſte über Alphonſes Schickſal verlautete, fand ſich, daß zahlreiche weiße Haare durch ihre Locken ſich hinzogen.

Alle Verſuche, etwas über Alphonſe zu erfahren, ſchlugen fehl. In den Zeitungen wurde ſein Signalement veröffentlicht, eine Summe Geldes wurde ausgeſetzt, die geheime Polizei in Anſpruch genommen — nichts fruchtete. Briefe kamen von nah und fern von Leuten, die ihn geſehen zu haben glaubten; aber bei näherer Unterſuchung waren dieſe Angaben unbegründet. Fand man eine Leiche im Walde oder im Waſſer, ſo glaubte man, er wäre es geweſen; aber alles war Täuſchung.

Der alte Baron war tief gebeugt und wie ſtumpfſinnig geworden. Herr Winalda war noch ſtiller und verſchloſſener als ſonſt. An jenem Abend hatte Julius ihm das Geld gebracht, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Alles in Ordnung!“ ſagte Herr Winalda nach langem Schweigen. „Ich habe Ihnen nichts vorzuwerfen und nichts mehr von Ihnen zu verlangen. Die Sache iſt abgetan.“

„Ich möchte um meine Entlaſſung bitten.“

„Weshalb? Es iſt kein Grund dazu vorhanden.“

„Aber ich will gehen; die Pflicht ruft mich von hier.“

„Zum Baron van Erkeloo?“ ſagte der andere mit boshaftem Lächeln.

„Ja, zu ihm. Sie haben das Vertrauen zu mir verloren, und ſolange Sie mir dieſes verweigern, kann ich nicht für Sie arbeiten.“

„Wenn der Baron ſtirbt, ehe man Näheres von Alphonſe hört, haben Sie wohl Ausſicht, ihn zu beerben, nicht wahr?“

Verheide kochte innerlich vor Wut, aber er hielt an ſich und ſchwieg.

„Gehen Sie!“ fuhr Winalda fort, als er keine Antwort bekam. „Sie haben recht: ich vertraue Ihnen nicht mehr. Drüben werden Sie gewiß mehr . . . verdienen, als bei mir!“

Julius verließ das Zimmer, bleich wie ein Toter.

Aber Winalda konnte in dieſer Nacht nicht ſchlafen; zu Helenens großem Verdruß ſchritt er unaufhörlich in ſeinem Zimmer auf und nieder.

13.

In Heidedaal ging äußerlich alles den nämlichen Gang, und doch war dort vieles verändert ſeit dem Tage, daß Alphonſe die Schwelle überſchritten hatte.

Reyna beläſtigte niemanden mit ihrem Kummer. Sie wußte nur nicht recht, was ſie tun ſollte, als die Zeit der eifrigen Unterſuchungen und Nachforſchungen, die zu nichts geführt hatten, vorbei war. Sie hatte ihr Glück ſtets in der Erfüllung ihrer

Pflicht gefunden; und da nun die schwere Pflicht, die sie durch die Verlobung mit Alphonse auf sich genommen hatte, ihr entzogen war, fühlte sie sich hilflos und elend. Ihre Stelle im Hause war besetzt, und wenn sie sich auch ferner der Arbeiter annahm, so wurden dadurch nur einige Stunden ausgefüllt — und die Tage waren so lang, so endlos lang.

Reyna konnte nicht untätig sein; dazu war ihr Geist zu lebendig. Sogenannte gesellschaftliche Talente besaß sie nicht, sie konnte weder singen, noch Klavier spielen, noch zeichnen, und die Handarbeiten, die nur zum Zeitvertreib dienten, behagten ihr nicht. Früher hatte sie wohl genäht und geflickt und Kleider für arme Kinder angefertigt; aber ihr Haupttagewerk war doch die Oberaufsicht über den großen Haushalt gewesen. Jetzt besorgte dies die Haushälterin in Uebereinstimmung mit Helene, die nur auf Befragen ihre Zustimmung gab, und damit die Pflichten einer Hausfrau vollkommen erfüllt zu haben glaubte. Beide wahrten aber ihre Macht so eifersüchtig, daß Reyna zu stolz war, sich einzumischen.

Oft, wenn Reyna Helene verstohlen beobachtete, fragte sie sich, wie es möglich war, daß diese über die Stunden des Tages so leicht hinwegkam. Sie spielte oder sang ein wenig, häkelte eine Rosette oder blätterte in einem Buch, schlief ein paar Stunden oder beschäftigte sich vorübergehend mit ihrem Kinde. Aber man sah ihr nicht an, daß die Zeit schwer auf ihr laste, wenn sie auch oft über ihr langweiliges, eintöniges Leben klagte.

Endlich, als Reyna einsah, daß sie so nicht länger fortleben könne, beschloß sie, sich nach einer Aufgabe umzusehen, der sie sich ganz widmen könne. Sie ging zu Helene und bot ihr an, sie wolle die Sorge für den kleinen Anton ihr ganz abnehmen.

Helene war sehr erstaunt, wendete aber nichts dagegen ein, und Papa fand es gut, wenn es Reynas Entschluß sei. Er machte nur zur Bedingung, eine Magd weniger zu halten, was Helenen nicht auffiel, aber Reyna erschreckte; bislang hatte man auf Heidedaal an keine Sparsamkeitsmaßregeln gedacht.

Reyna nahm sich nun ihres Brüderchens ganz an, machte ihm die Kleider, fuhr ihn spazieren, versorgte ihn bei Tage und bei Nacht und vertrat vollständig die Mutterstelle bei ihm, zu Helenens großer Genugtuung.

Reyna ging in keine Gesellschaft mehr und kleidete sich immer schwarz, ihr einziger Schmuck war der Verlobungsring an ihrem Finger.

„Ich bin nun eine ewige Braut,“ dachte sie; „es schickt sich für mich als Witwe zu leben, bis er . . . wiederkommt.“

Bald hatte sich eine Art Legende um sie gebildet. Das rätselhafte Verschwinden des reichen jungen Mannes, der durch sein Auftreten als Philipp der Schöne so allgemein bekannt geworden war, hatte großes Aufsehen gemacht; der Name seiner Braut war auf aller Lippen. Helene und ihre Schwestern hatten dafür gesorgt, daß jeder genau wußte, wie die Sache sich zugetragen hatte.

Reyna Winalda, so hatten sie erzählt, war ebenso kalt und streng, wie ihr Bräutigam leidenschaftlich und leichtsinnig, jedoch zugleich gutherzig gewesen war. Sie hatte ihm keine größere Liebe geschenkt, als sie zu geben vermochte, und durch ihr kühles Wesen war seine Leidenschaft mehr und mehr entflammt worden. Endlich aber hatte er ihre eisige Kälte nicht mehr zu ertragen vermocht und in seiner Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht. Ob sie sich gezankt hatten oder ob er ihr ein Bekenntnis gemacht hatte, das sie mit übertriebener Strenge entgegengenommen, das wußte niemand; aber so viel stand fest, sie allein verschuldete die ganze unerklärliche Geschichte.

Wie sonderbar hatte sie sich in jenen Tagen benommen! Jedes andere Mädchen hätte geweint, wäre vor Leid und Gram zu Tode erkrankt; niemand hatte bei ihr eine Träne gesehen, keine Klage von ihr gehört. Sie blieb gesund, zog sich einfach zurück und ging ihren Geschäften nach, als wäre sie nie verlobt gewesen.

Reyna wurde immer stiller; nur bei dem kleinen Anton war sie lebhaft und gesprächig. Ihre größte Freude war, an warmen Tagen mit dem Kinderwagen in das Tannenwäldchen hinauszufahren und sich an einem schönen Punkt niederzulassen. Während das Kind schlief, saß Reyna im Moos mit einer Handarbeit oder einem Buch beschäftigt. Hin und wieder ruhten ihre Hände, und ihre Augen schweiften über die Heide, die in zarten Purpurfarben schimmerte, oder über den dunklen Streifen der Wälder, die in Wellenlinien den Horizont abschlossen.

Täglich machte sie ihre Spaziergänge, allein oder mit dem Kinde. Die Gedanken, die ihr weder bei Tage noch in der Nacht Ruhe ließen, verursachten ihr brennende Kopfschmerzen, für welche sie nur durch Bewegung in der freien Luft eine Linderung fand. Niemand achtete ihrer; das Volk, das ihr trauriges Schicksal kannte, wußte ihre stille Trauer zu würdigen; niemand unter diesen einfachen Leuten beschuldigte sie der Gefühllosigkeit.

Sie sah deutlich, daß auf Heidedaal die Dinge nicht mehr so standen wie früher. Bei den Arbeiterkassen kam wenig Geld ein, und viel wurde zurückgefordert; viele Arbeiter zogen fort, und ihre Häuschen blieben leer stehen. Die letzte Ernte war schlecht gewesen, und ihr Vater wollte die Mittel nicht hergeben, um neue Felder zu bebauen. Einige der besten Pferde wurden verkauft; die Arbeiter waren unzufrieden, es wurde mehr getrunken und weniger gearbeitet. Der neue Verwalter fand kein Verständnis bei den Leuten. Er dünkte sich zu vornehm, selbst Hand ans Werk zu legen. Als der Winter herankam, wurde er entlassen, und Herr Winalda ließ vorläufig die Stelle unbesetzt.

Es war eine Unruhe über ihn gekommen; er, der sonst so ruhig und gemessen gewesen, fuhr jetzt jeden Augenblick gegen die Dienerschaft auf und entließ die Leute oft ohne weiteres. Er ließ es sogar an Vorwürfen gegenüber Helene nicht fehlen, wenn diese zu viel Geld ausgab, was natürlich Tränenschauer und Nervenzufälle zur Folge hatte. Mit Reyna sprach er fast kein Wort; um den Knaben, dessen Geburt ihn so sehr erfreut hatte, kümmerte er sich kaum mehr.

So begann der Winter unter sehr trüben Vorzeichen. Helene erschien fast immer am Tisch mit geröteten Augen und mürrisch geschlossenen Lippen. Ihr Mann sprach kein Wort, und auch Reyna fühlte sich nicht berufen, das allgemeine Schweigen zu brechen. Helene schützte bald Krankheit vor und hütete das Zimmer. Der Arzt riet ihr, sich zu zerstreuen, und Helene machte von diesem Rat Gebrauch, um ihren Mann zu bitten, sie auf einige Wochen in die Residenz gehen zu lassen. Winalda gab gern die erbetene Erlaubnis. Helene sorgte dafür, daß ihr Beutel gut gefüllt war, reiste ab und vergaß alle Qualen.

Eine wahre Erleichterung für alle war es, daß sie fort war. Reyna hatte gerade eine Einladung von dem alten Herrn van Erkeloo erhalten, mußte diese aber ablehnen, um ihren Vater nicht ganz zwischen Fremden zu lassen.

„Schreibt er auch etwas von Verheide?“ fragte ihr Vater, als sie ihm von der Einladung Mitteilung machte.

„Nein, kein Wort.“

„Na, der weiß auch, was er tut! Er wird schon sorgen, daß die Erbschaft ihm nicht entgeht, die Dir eigentlich zukommt.“

„Mir?“ war Reynas erstaunte Frage.

„Wem sonst? Du bist gewissermaßen die Witwe seines Enkels. Es wäre eine Torheit, das Erbe ohne weiteres dem Manne mit dem schiefen Balken im Wappen zu überlassen. Gehe nur hin, die Sache ist wohl einer Anstrengung wert; Geld ist rar heutzutage.“

Reynas Herz zog sich peinlich zusammen. Ihr Vater, der einst ihr Abgott gewesen, war als solcher von seinem Throne gestürzt; jetzt kam er ihr fast verächtlich vor.

„Verheide ist nicht der Mann, der eine Erbschaft erschleichen möchte,“ sagte sie nach einer Weile.

„Du scheinst ihn gut zu kennen,“ spottete Winalda, und sich ihr nähernd, fragte er: „Soll ich Dir einen guten Rat geben? Es geht auf Heidedaal nicht alles nach Wunsch; ich werde nicht lange mehr leben, und wenn ich tot bin, hinterlasse ich außer meiner Tochter noch eine Frau und einen Sohn. Es wäre besser gewesen, daß Du das Kind nie hierher gebracht hättest. Ich bin so töricht gewesen, mich von ihren Künsten fangen zu lassen: nichts in meinem Leben bedaure ich so sehr.“

Reyna war für ihn beschämt, ihn so reden zu hören; sie fand, daß er sich lächerlich machte durch das Bekenntnis, daß er in seinem Alter sich von einer so einfältigen Kokette, wie Helene war, habe betören lassen.

„Du wolltest mir einen Rat geben, Vater?“ sagte Reyna.

„Nun ja, es war vernünftig von Dir, daß Du Alphonse heiraten wolltest. Daß nichts daraus wurde, mag für die Welt ein Rätsel bleiben, obschon man sich viel zu viel darum kümmert. Er ist verschwunden und mag es bleiben! Wenn ich aber nicht mehr bin, was willst Du dann beginnen?“

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht; ich wüßte auch nicht wozu.“

„Dann wird es hohe Zeit, daß Du einmal daran denkst. Du bist nie sentimal gewesen, oder hast es wenigstens nicht sein wollen. Frauen können sich ja stellen, wie es gerade in ihren Kram paßt. Du bist von der ruhigen Art, Helene ist von der aufgeregten; die eine schreit das ganze Haus zusammen, die andere wirft den Kopf in den Nacken, als wenn ihr alles einerlei ist. Das Beste, was Du tun kannst, nicht nur für Dich selbst, sondern auch für Heidedaal und Dein Brüderchen, woran Du den Narren gefressen zu haben scheinst, ist, Julius zu heiraten. Du bist reich und kannst die Wirtschaft in alter Weise fortsetzen; aber Fleiß und Sorgfalt sind dabei nötig.“

Reyna erhob sich, alle Farbe war aus ihren Wangen gewichen. Wie eine beleidigte Fürstin stand sie ihrem Vater gegenüber und starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an.

„Nun, ich rede in vollem Ernst; Du brauchst mich nicht so entrüstet anzusehen. Meinst Du vielleicht, ihm mit Deiner Hand eine so große Ehre anzutun? Glaube mir, Du darfst froh sein, wenn er Dich noch haben will. Ihr werdet dann gemeinschaftlich Erben von Erkeloo, und hier in Heidedaal wird alles ihm nach den Augen sehen. Er steht bei den Leuten viel höher angeschrieben als ich selber. Du kannst nichts Klügeres tun, als ihn zu nehmen.“

„Ich heirate nie,“ rief Reyna. „Oder Alphonse müßte zurückkehren . . .“

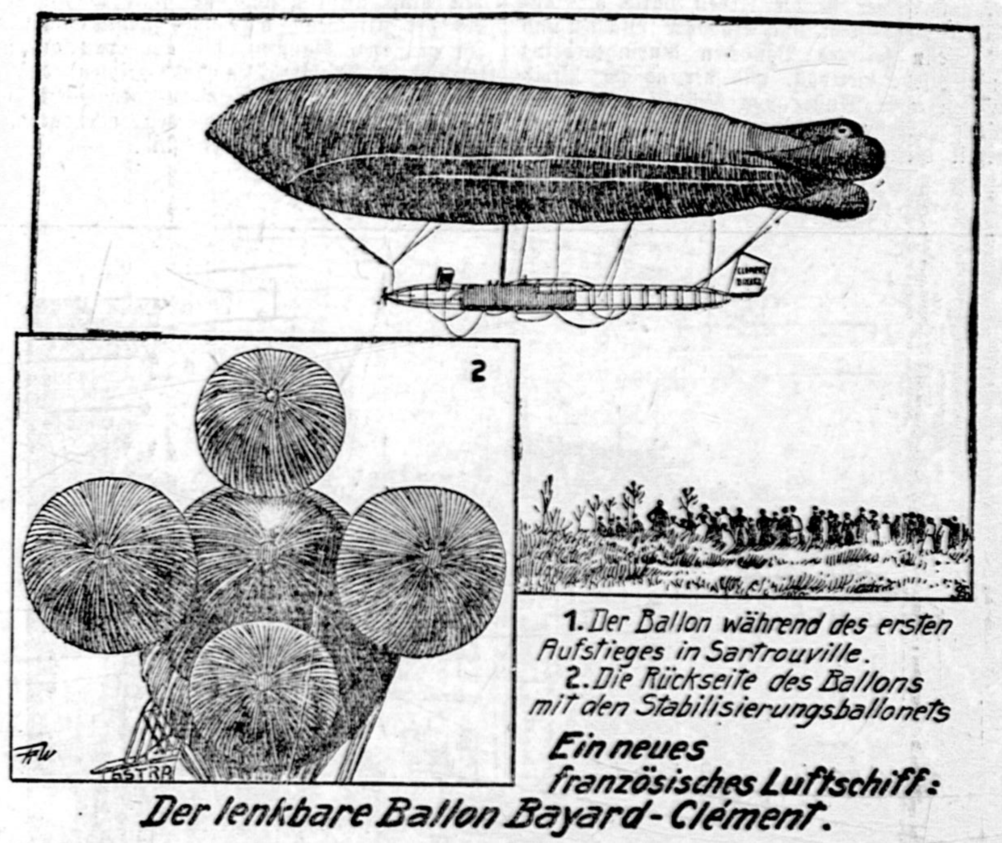
„Also ewig Braut willst Du bleiben? Dummes Zeug! Weil Du mit einem Junker verlobt warst, willst Du auf den Verwalter, weil er ein Findling ist, mit Geringschätzung niedersehen? Eine andere Heirat ist Dir so wie so abgeschnitten, dafür hat man Deinen Namen zu sehr besudelt.“

„Meinen Namen? . . . Was kann man meinem Namen anhaben?“

Er begab sich in sein Zimmer und kehrte mit einem Paket zurück, das er ihr aushändigte.

„Da lies“, sagte er, „was man von Dir zu schreiben magt. Man hat die Aufmerksamkeit gehabt, mir jede Nummer, worin meine Tochter verleumdet wird, zuzuschicken. Lies und verbrenne dann den Plunder; das Zeug ist so schmutzig, daß man es nicht anfassen mag.“

(Fortsetzung folgt.)



1. Der Ballon während des ersten Aufstieges in Sartrouville.
2. Die Rückseite des Ballons mit den Stabilisierungsballonets

Ein neues französisches Luftschiff:
Der lenkbare Ballon Bayard-Clément.

Nach dem Vorbilde der „Patrie“ und der „Ville de Paris“ ist in Frankreich ein neuer lenkbarer Ballon erbaut worden, der jüngst unter der Leitung des bekannten Aeronauten Kapferer seine Probefahrten ausgeführt hat. Das Luftschiff stammt aus der Automobilfabrik Bayard-Clément und faßt 3600 Kubikmeter Gas. Der zu seinem Antrieb benutzte Motor ist 120 Pferdekräfte stark. Der Ballon „Bayard-Clément“ ist 60 Meter lang und hat an der stärksten Stelle einen Durchschnitt von 10½ Meter. Das, was dem Luftschiff sein charakteristisches Aussehen gibt, sind die vier kleineren, am Hinterteil des großen Ballons angebrachten Stabilisierungsballonnets. Am 30. Oktober erschien das Luftschiff, das unter Kapferers Leitung mit sechs Insassen von Sartrouville aufgestiegen war, zur freudigen Ueberraschung der Pariser über der Hauptstadt und vollführte gerade über der Place de l'Opéra einige vorzügliche Evolutionen. Dann kehrte es ohne jeden Zwischenfall wohlbehalten zu seinem Aufstiegsplatze zurück.

⁂

Durch die Spitzenstadt Brügge.

Bruges la morte, „Brügge, die tote Stadt“, nennt Stendhael in seinen Beschreibungen die Stadt, die einst den höchsten Glanz von Fürsten, das reichste Schaffen unsterblicher Künstler gesehen hat. Jetzt liegt die einstige Hauptstadt Flanderns in einem tiefen Schlaf. Noch im 16. Jahrhundert war es ein blühender Platz mit regem Handel und reichem Leben in den Straßen und Kanälen, und eine große Kolonie von Künstlern arbeitete an seinem Ruhme. Aus dieser Zeit stammt eine Unmenge alter Kirchen mit den herrlichsten Gemälden der hervorragendsten Meister. Wir bewundern die Werke Hans Memlings, Gerard Davids, Jan van Eyks, van Oostens, Pourbus des Aelteren und noch vieler, vieler anderen.

Jetzt ist die tiefe Ruhe in den Straßen. Wenig Menschen durcheilen die stille Stadt. Wenn auch Brügge heute hauptsächlich wegen seiner reichen Kunstschätze von den Fremden besucht wird, ein Zweig seiner besonderen Kunst blüht noch in seinen Mauern: Brügge wird mit Recht die Spitzenstadt genannt. Vielleicht werden nicht mehr, von der Hast unserer Zeit berührt und von der Not des Alltags gedrängt, solch köstliche Gewebe gefertigt, wie sie im Gruuthuuse, dem ehemaligen Sitz der Patrizierfamilie van der Gruuthuuse, unser Entzücken erregen. Da zeigt die unvergleichliche Sammlung die herrlichsten und kostbarsten Brabanter, Antwerpener, Mechelner, Chantilly, Valencienner und Brügger Spitzen aus vielen Jahrhunderten. Es sind die feinsten Arbeiten, die je geschaffen wurden. Proben aller Arten von Spitzen, die das Entzücken eines kunstverständigen Auges erregen, die wertvollsten Schätze sind hier aufgestappelt. Wieviel Gedanken, wieviel Hoffen und Träume, wieviel Seufzer und Tränen mögen wohl in die zarten Kunstwerke gearbeitet sein, von denen manches Stück durch die Hände der Frauen einer Familie während drei Generationen ging. Liebes- und Jagdszenen, mit dem bloßen Auge kaum erkennbar, wurden durch haarfeine Fäden und winzig kleine Stiche aneinander gefügt.

Brügge scheint in tiefer Ruhe zu liegen. Doch in schmalen, engen Gassen ruht man nicht, hier ist Arbeit in strenger Form das Losungswort. Wenn die Glocken von den vielen Kirchen der Stadt hallen, heben sich unzählige müde Köpfe mit von angestrengtem Sehen schwachen Augen von ihren Klöppelkissen, über die sie Tag für Tag gebeugt sitzen. Kleine Kinder von fünf